

RELIGION & GESELLSCHAFT

IN OST UND WEST

RGOW 9/2023
51. Jahrgang

Schlaglichter

Ukraine in Geschichte und Gegenwart



Fabian Baumann:
Ukraine in Rot:
Imperiales Gewaltregime
und Institutionalisierung
der ukrainischen Nation

Nadieszda Kizenko:
Facetten- und
spannungsreich.
Orthodoxe Kirchen
in der Ukraine

Elmira Muratova:
Verfolgung und Abkapselung.
Die Krimtataren
und Russlands Krieg
gegen die Ukraine

INHALT

UKRAINE

- Ricarda Vulpius
- 3 Die Ukraine von Lenin erschaffen? Konkurrierende Nationsbildung von Russen und Ukrainern**
- Tanja Penter
- 7 Doppelte Diktaturerfahrung. Olgas Kriegstagebuch (1941–1944)**
- Fabian Baumann
- 11 Ukraine in Rot: Imperiales Gewaltregime und Institutionalisierung der ukrainischen Nation**
- Serhiy Kudelia
- 15 Von Moskau orchestriert. Russlands Rolle beim Kriegsausbruch im Donbass 2014**
- Nadieszda Kizenko
- 19 Facetten- und spannungsreich. Orthodoxe Kirchen in der Ukraine**
- Thomas Mark Németh
- 23 Orthodoxie in der österreichischen Bukowina – ein spannendes Kapitel europäischer Kirchengeschichte**
- Ihor Karivets
- 26 Hryhorij Skovoroda: Das Leben ist ein Weg zu Gott**
- Elmira Muratova
- 28 Verfolgung und Abkapselung. Die Krimtataren und Russlands Krieg gegen die Ukraine**
- Oleg Yarosh
- 31 Vielfältiger Bildteppich. Muslime in der Ukraine während des Kriegs**
- Halyna Roshchyna
- 34 Kultur und Krieg: Zerstörung und Rettung ukrainischer Archive und Museen**

BUCHBESPRECHUNGEN

- Olena Palko, Manuel Férez Gil (eds.)
- 37 Ukraine's Many Faces**
- Catherine Wanner
- Everyday Religiosity and the Politics of Belonging in Ukraine**

PROJEKTBERICHT

- Regula Spalinger, Tetjana Pavljuk, Ivanna Vikhtynska
- 38 Ukrainische Down Syndrom-Organisation: Halt geben in Kriegszeiten**

Titelbild

Anfang August wurde bei der Mutter Heimat-Statue in Kyjiw das sowjetische Wappen durch das Wappen der Ukraine ersetzt. Foto: Shutterstock.com / Review News

Die Zeitschrift RGOW wird vom Institut G2W, Ökumenisches Forum für Glauben, Religion und Gesellschaft herausgegeben, das vom gleichnamigen Verein getragen wird.

© Nachdruck von Texten und Übernahme von Bildern nur mit Genehmigung der Redaktion.

Liebe Leserin Lieber Leser

In der Ukraine findet angesichts des russischen Angriffskriegs eine Neubewertung und teils auch Neuschreibung der eigenen Geschichte statt. Aktuell sichtbar ist das an der Umgestaltung der Mutter-Heimat-Statue in Kyjiw. Die über 100 Meter hohe Figur gilt als Wahrzeichen der Stadt, in der rechten Hand hält sie ein Schwert, in der linken einen Schild. Auf diesem prangten Hammer und Sichel, Ende Juli entfernten jedoch Arbeiter das sowjetische Symbol, wie auf unserem Titelbild zu sehen ist. Am 6. August montierten sie stattdessen den Dreizack des ukrainischen Wappens. Mit dem Austausch der Symbole auf dem Schild erfährt die 1981 zu Ehren des sowjetischen Siegs im Zweiten Weltkrieg enthüllte Statue eine Neudefinition. Im aktuellen Krieg symbolisiert sie nun die Verteidigung gegen den Feind, der dieses Mal aus dem Osten – wohin sie blickt – kommt, passend dazu soll sie in „Mutter Ukraine“ umbenannt werden.

Unter dem Eindruck dieser Entwicklungen werfen wir in dieser Ausgabe, die wieder in Kooperation mit der Initiative Ukrainian Research in Switzerland (www.uris.ch) an der Universität Basel entstanden ist, Schlaglichter auf prägende historische und aktuelle Entwicklungen. Ricarda Vulpius setzt sich mit der von Vladimir Putin propagierten Ansicht, Russen und Ukrainer seien ein Volk, auseinander und zeichnet die verschiedenen russischen und ukrainischen Nationsdiskurse seit dem 17. Jahrhundert nach. Mit Blick auf das umstrittene sowjetische Erbe der Ukraine plädiert Fabian Baumann für eine Beschäftigung mit der sowjetischen Geschichte, insbesondere der sowjetischen Nationalitätenpolitik, um die heutige Ukraine in ihrer Komplexität zu verstehen. Besondere Aktualität hat „Olgas Tagebuch“ aus dem Zweiten Weltkrieg, das 2022 auf Deutsch erschienen ist, erhalten. Die Herausgeberin Tanja Penter beschreibt die überraschenden Perspektiven der jungen Frau auf Besatzung und Krieg und zieht Parallelen zu Tagebüchern aus dem aktuellen Krieg. Serhiy Kudelia widerspricht der noch immer vertretenen Ansicht, der Ausbruch des Kriegs im Donbass 2014 sei vor allem auf lokale Faktoren zurückzuführen und zeigt die vielfältige russische Einflussnahme auf.

Die Kirchenlandschaft der Ukraine ist bekannt für ihre Vielfalt. Dieser Pluralismus ist jedoch keine neue Erscheinung, wie Nadieszda Kizenko erläutert, sondern das Ergebnis historischer Prozesse. Eine eigenständige Entwicklung nahm die orthodoxe Kirche in der Bukowina unter habsburgischer Herrschaft, worauf Thomas Mark Németh eingeht. Gleich zwei Beiträge nehmen die aktuelle Lage der Muslime in der Ukraine in den Blick: Elmira Muratova schildert Strategien der Krimtataren, mit der russischen Besetzung der Krim umzugehen, während Oleg Yarosh skizziert, wie die verschiedenen muslimischen Organisationen in der Ukraine auf den russischen Angriffskrieg reagieren.

Eine weitere Folge des Kriegs ist die Zerstörung von Kulturgütern. Halyna Roshchyna präsentiert Projekte mit internationaler Unterstützung zum Schutz und Erhalt von Museen und Archiven, die zur Erforschung der ukrainischen Geschichte unerlässlich sind. Mit dem Dichter und christlichen Mystiker Hryhorij Skovoroda stellt Ihor Karivets einen zentralen Exponenten der ukrainischen Kultur vor, dessen 300. Geburtstag die Ukraine letztes Jahr feierte. Das Skovoroda-Gedenkmuseum in einem Dorf in der Nähe von Charkiv gehört zu den vielen vom Krieg beschädigten ukrainischen Kulturstätten.

Natalija Zenger
Redakteurin RGOW

Frithjof Benjamin Schenk
Professor für Osteuropäische Geschichte,
Universität Basel

Thomas Mark Németh

Orthodoxie in der österreichischen Bukowina – ein spannendes Kapitel europäischer Kirchengeschichte

In Czernowitz, der Hauptstadt des österreichischen Kronlands Bukowina, wurde im 19. Jahrhundert eine orthodoxe theologische Fakultät gegründet, die aufgrund des multireligiösen Umfelds eine einzigartige orthodoxe Bildungseinrichtung war. Zwar wurde auch die Czernowitzer Metropole im 19. Jahrhundert von nationalitätenpolitischen Auseinandersetzungen erfasst, doch zeigen sich gerade darin wichtige Fragen orthodoxer Identität.

Der Begriff „Mythos Czernowitz“ steht für die Bukowina als multiethnischer, multikultureller und multireligiöser Raum, der insbesondere durch die Zugehörigkeit zur Habsburgermonarchie zwischen 1774

Thomas Mark Németh, Dr. theol., Dr. iur., Professor für Theologie des christlichen Ostens an der Katholisch-Theologischen Fakultät der Universität Wien und Priester der Ukrainischen Griechisch-Katholischen Kirche.

und 1918 geprägt wurde. Ein Spaziergang durch Czernowitz (ukr. Tschernivzi) macht deutlich, dass zur Geschichte dieses Kulturraumes ganz wesentlich die Orthodoxie gehört. Diese, sich heute auf die Ukraine und auf

Rumänien erstreckende historische Region¹ ist auch ein vielfach unbekanntes Kapitel europäischer Kirchengeschichte mit einer bis in die Gegenwart hineinreichenden Bedeutung.

Eigenständige Entwicklung im Habsburgerreich

Vor 1774 gehörte die Bukowina zum Fürstentum Moldau. Das Bistum Radautz (Rădăuți) unterstand zunächst dem Metropolitanen von Jassy (Iași). Nach der Verlegung des Bischofssitzes nach Czernowitz 1781 wurde es 1783 in dogmatischen und geistlichen Angelegenheiten der Metropole von Karlowitz (Sremski Karlovci) als der damals einzigen orthodoxen Jurisdiktion im Habsburgerreich zugeordnet.² Die Reformpolitik des Josephinismus, eine Spielart der katholischen Aufklärung in der Habsburgermonarchie, spiegelte sich in kirchlichen Regelungen wie dem „Geistlichen Regulierungsplan“ deutlich wider,³ aber auch im von Kaiser Joseph II. (1741–1790) eingerichteten und vom Staat beaufsichtigten Bukowiner

griechisch-orientalischen Religionsfonds (1783–1949). Dieser bildete ein vor allem aus dem Erlös von Klosteraufhebungen gespeistes und eigentlich der orthodoxen Kirche in der Bukowina gehörendes Vermögen und diente hauptsächlich deren Finanzierung. Der Fonds trug wesentlich zu einer regionalen Identität bei und erwies sich als eine langlebige und zum kirchlichen Wohlstand beitragende Einrichtung.⁴ Mit den ab der Mitte des 19. Jahrhunderts aufkommenden nationalen Strömungen wurde der Fonds ein Streitgegenstand zwischen staatlichen, kirchlichen und politischen Kräften des österreichischen Kronlandes. Dabei spielte der wachsende Gegensatz zwischen sich als Rumänen oder Ruthenen (Ukrainern) identifizierenden Bevölkerungsgruppen eine wesentliche Rolle, der auch den Klerus erfasste.

Obwohl alle Czernowitzer Bischöfe bis zum Beginn des Ersten Weltkriegs als staats- und dynastieloyal einzustufen sind, zeichnete sich Bischof (bzw. Metropolitan) Eugen Hackmann (1793/95?–1873) noch durch eine spezifisch vornationale Dynastieorientierung aus. Er widersetzte sich erfolgreich den Plänen des Hermannstädter Bischofs (seit 1864 Metropolitan) Andrei von Șaguna (1809–1873, 2011 kanonisiert),⁵ das Bistum der Bukowina in eine rumänische Metropole zu integrieren. Hackmann konnte 1873 zwar noch seine Ernennung zum Czernowitzer Metropolitan erleben, starb aber vor seiner Inthronisierung. Die im selben Jahr in der österreichischen Reichshälfte der Doppelmonarchie neu geschaffene orthodoxe Metropole der Bukowina und Dalmatiens (kurz: Czernowitzer Metropole) setzte sich aus den räumlich entfernten Bistümern von Czernowitz, Zara (Zadar) und Cattaro (Kotor) zusammen.⁶ Die Synodalsitzungen fan-

1) Scharr, Kurt: Die Bukowina. Entdeckung einer Kulturlandschaft. Ein Reiseführer. Wien 2007.

2) Чучко, Михайло: „И възят Бога на помощь“: Соціально-релігійний чинник в житті православного населення північних волостей Молдавського воєводства та австрійської Буковини (епоха пізнього Середньовіччя та Нового часу). Чернівці 2008; Ders. Буковинська православна митрополія: https://vue.gov.ua/Буковинська_православна_митрополія

3) Bruszanowski, Paul: Rumänisch-orthodoxe Kirchenordnungen (1786–2008). Siebenbürgen – Bukowina – Rumänien. Wien 2011, S. 192–281.

4) Scharr, Kurt: Der griechisch-orientalische Religionsfonds der Bukowina 1783–1949. Kontinuitäten und Brüche einer prägenden Institution des Josephinismus (Veröffentlichungen der Kommission für neuere Geschichte Österreichs, Bd. 119). Wien 2020.

5) Schneider, Johann: Der Hermannstädter Metropolitan Andrei von Șaguna. Reform und Erneuerung der orthodoxen Kirche in Siebenbürgen und Ungarn nach 1848 (Studia Transylvanica, Bd. 32). Köln 2005.

6) Németh, Thomas M.: Josef von Zhishman (1820–1894) und die Orthodoxie in der Donaumonarchie (Kirche und Recht 27). Freistadt 2012, S. 155–163; überarb. ukr. Fassung des Buches: ders.: Православна Церква на Буковині та Йозеф фон Чижман: За

den in Wien in der orthodoxen Dreifaltigkeitskirche statt. In dieser Konstellation bestand die Czernowitzer Metropole nur bis 1919 fort, fand aber anschließend in der Bukowiner Metropole unter rumänischer Herrschaft bis 1947 eine gewisse Fortsetzung. Das Kriegsende 1945 brachte die Teilung der Bukowina in einen rumänischen Süden und einen sowjetischen Norden mit sich. Letzterer gehört – mit Czernowitz – seit 1991 zur Ukraine. Damit verbunden ist auch die kirchliche Aufteilung des ehemaligen Bistumsgebietes zwischen der Rumänischen Orthodoxen Kirche und der Ukrainischen Orthodoxen Kirche (UOK) bzw. der Orthodoxen Kirche der Ukraine (OKU). Die Gebiete der dalmatinischen Bistümer liegen heute in Kroatien und Montenegro.

Die Entwicklung der kirchlichen Verhältnisse seit dem 19. Jahrhundert macht deutlich, wie sehr sich orthodoxe Kirchenstrukturen verändern können. Dies ist gerade auch heute für die Suche nach Lösungen für innerkirchliche Jurisdiktionskonflikte wichtig. So gab es in der Zeit der Czernowitzer Metropole einerseits die Auffassung, sie sei eine

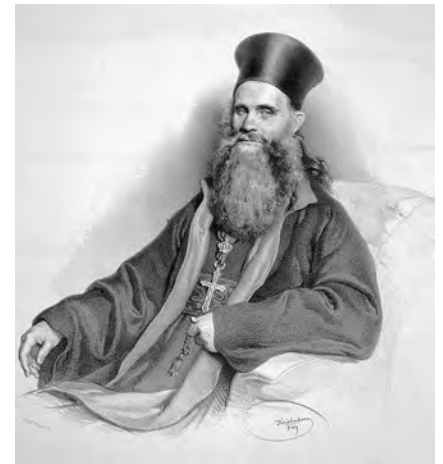
Die Entwicklung der kirchlichen Verhältnisse seit dem 19. Jahrhundert macht deutlich, wie sehr sich orthodoxe Kirchenstrukturen verändern können.

autokephale Kirche, aber auch andererseits die Ansicht, sie bilde nur eine Kirchenprovinz innerhalb einer autokephalen Kirche Österreich-Ungarns. Für die Frage nach dem Stellenwert innerorthodoxer Rezeption ist ebenso bedeutsam, dass eine Anerkennung dieser Jurisdiktionen durch das Ökumenische Patriarchat allmählich und „nur“ durch „Friedensbriefe“ (nicht durch

Nationalbewegungen als Herausforderung

einen Tomos) erfolgte, so dass von einer de facto-Autokephalie gesprochen werden kann.⁷

Auch in ihren eigenen Reihen unterlag die Czernowitzer Metropole einer ambivalenten Einschätzung. Sie wurde von rumänischer Seite nicht selten als eine verfehlte Kirchenstruktur kritisiert. Tatsächlich stand hinter ihrer Errichtung wesentlich die Absicht der Regierung in Wien, die beiden orthodoxen Siedlungsgebiete der österreichischen Reichshälfte in der Bukowina und in Dalmatien in eine übergeordnete Kirchenstruktur einzubinden, wie dies in der ungarischen Reichshälfte durch die Metropolen von Karlowitz und Hermannstadt der Fall war. Auch Diasporagemeinden sollten damit einem inländischen Bischof zugeordnet werden, teilweise pochten sie aber auf ihre Autonomie bzw. blieben die Jurisdiktionsverhältnisse unklar. Angesichts des aufkommenden Nationalismus im 19. Jahrhundert stellt sich die Frage, ob die Klammer einer österreichischen orthodoxen Identität, die die unterschiedlichen regionalen Interessen geeint hätte, überhaupt bestand. Zwar setzte der Wechsel von einem imperialen zu einem nationalen System in der Bukowina etwas später als in anderen Teilen Europas ein, doch



Bischof Eugen Hackmann von Czernowitz 1849.

Lithographie von Josef Kriehuber

auch innerhalb der Bukowina verschärfte sich nach 1880 der rumänisch-ruthenische Antagonismus.⁸ Am mehrdeutigen Begriff „Walache“ zeigt sich, dass er teils zur religiösen, teils zur nationalen Identifizierung und Abgrenzung verwendet wurde. Während die sich zunehmend als rumänisch identifizierende Bevölkerung die Mehrheit bildete, begünstigte die Immigration von Ruthenen deren Forderungen nach Gleichberechtigung, auch in kirchlichen Belangen.

Metropolit Silvester Morariu-Andriewicz (1818–1895) förderte gezielt rumänische Kräfte und verstärkte die Nationalisierung der kirchlichen Debatten. Auch der Religionsfonds betrat das politische Feld, was die Regierung in der Absicht bestärkte, die Kontrolle über das kirchliche Leben der Bukowina beizubehalten. Die Bischöfe der Metropole wurden nicht gewählt, sondern vom Kaiser ernannt und hatten wenig Entscheidungsfreiheit, besonders in finanziellen Angelegenheiten. Unterstützt wurde die Regierung in Wien vom dortigen Ostkirchenrechtler Josef von Zhishman (1820–1894), der mit seinem byzantinisch-etatistischen Standpunkt rechtliche Argumentationshilfe bot. Die drohende Aufspaltung des Erzbistums in eine rumänische und eine ruthenische Diözese konnte durch den auf Interessensausgleich bedachten Metropoliten Vladimir von Repta (1842–1926) zwar verhindert werden. Er wurde aber 1918 von der Regierung in Wien abgesetzt, nachdem er sich bei der zeitweiligen russischen Okkupation politisch nicht im Sinne Österreichs verhalten hatte.

Die Politik der Regierung in Wien wurde und wird unterschiedlich bewertet. Von rumänischer Seite wird die stark zentralistische Tendenz der Kultusverwaltung und die Unterbindung der Laienpartizipation kritisiert. Diese wurde vor allem in Siebenbürgen unter Metropolit Şaguna eingeführt. Während seine Vision von einem – auch biblisch reflektieren – Gemeinschaftsgedanken geprägt war, ortete die Regierung in Wien hinter solchen Forderungen wirtschaftliche Interessen lokaler Eliten.

Umgekehrt hat die habsburgische Politik zweifellos zu einer effizienten Kirchenorganisation, zu einer sehr soliden Klerusausbildung und zum materiellen Wohlstand der orthodoxen Kirche in der Bukowina beigetragen. Vom großen Beitrag der vom Religionsfonds erwirtschafteten Ressourcen

лаштунками віденської церковної політики (ukr. Übers. v. O. Конкевич). Czernowitz 2019.

7) Németh, Josef von Zhishmann (Anm. 6), S. 226f.

8) van Drunen, Jeroen: „A Sanguine Bunch“. Regional Identification in Habsburg Bukovina, 1774–1919 (Pegasus Oost-Europese Studies, Bd. 24). Amsterdam 2015, S. 180–223.



Die einstige Residenz der Czernowitzer Metropoliten ist heute das Hauptgebäude der Nationalen Jurij-Fedkovyč-Universität Czernowitz.

Foto: Oleksandr Malyon (CC BY-SA 4.0)

zeugen die Czernowitzer Kathedrale, die zum UNESCO-Weltkulturerbe zählende eindrucksvolle Residenz des Metropoliten, die zunächst die theologische Fakultät beherbergte und die heute das Hauptgebäude der Universität Czernowitz darstellt, als auch die Gründung der Universität selbst. In der Bukowina zeigt sich eindrucksvoll, dass die Orthodoxie ein wichtiger „Kulturträger“ war, aber auch von der sie umgebenden Leitkultur wesentlich mitgestaltet wurde.⁹

Orthodoxe Fakultät als Laboratorium der Moderne

Besondere Strahlkraft entwickelte die 1875 mit der Errichtung der Czernowitzer Franz-Josephs-Universität eingerichtete griechisch-orientalische theologische Fakultät, die bis 1944 in Czernowitz (bzw. 1944–48 in Suceava) existierte. Obgleich jünger als die Athener orthodoxe theologische Fakultät, brauchte sie als eine strukturstarke Einrichtung, die das ortskirchliche Profil deutlich überschritt, den Vergleich nicht zu scheuen. Nicht nur wegen ihrer Außenwirkung (unter Rumänen, aber auch Serben, Bulgaren und Griechen) war sie eine einzigartige orthodoxe Bildungseinrichtung. Die erste Professorengeneration wurde an westlichen Universitäten ausgebildet, und orthodoxe Theologie wurde nach zeitgenössischen akademischen Standards betrieben. Der rumänische Theologe Ioan Moga, der die Fakultät als ein „Laboratorium der Moderne“ bezeichnet, hat aufgezeigt, dass sich ihre Vertreter zwar auf dem Boden tradierter Vorstellungen bewegten, aber auch eine offene Haltung gegenüber Debatten der Zeit einnahmen.¹⁰ Deshalb erscheint die Czernowitzer theologische Fakultät auch bezüglich heutiger Diskurse um Orthodoxie und Moderne anschlussfähig. Gerade angesichts anti-westlicher Tendenzen in der Orthodoxie bietet sich hier ein Potential für Reflexion.

Die Bedeutung dieser Bildungseinrichtung setzt sich heute insbesondere in der Rumänischen Orthodoxen Kirche und ihrer theologischen Tradition fort, doch gibt es auch in der

Ukraine Versuche, an diese Institution anzuknüpfen. Die an der Czernowitzer Jurij-Fedkovytsch-Universität 1993 eingerichtete Philosophisch-Theologische Fakultät wurde zwar 2020 aufgelöst und ihre Mitarber:innen in einen Lehrstuhl der philologischen Fakultät überführt,¹¹ es gibt aber Bestrebungen, die Theologie im Rahmen einer Fakultät wiederzubeleben.¹² Aufmerksamkeit wird insbesondere Metropolit Eugen Hackmann gewidmet, der bei den Rumänen wegen seiner kirchenpolitischen Haltung wenig beliebt ist, aber auf ukrainischer Seite als Verteidiger ihrer Interessen und wegen seines Einsatzes für die eigenständige Metropolie hohes Ansehen genießt. Eine riesige Statue Hackmanns wurde 2006 vor der zur UOK gehörigen Kathedrale errichtet, unweit davon an einer Straßenecke befindet sich hingegen eine dezidiert ukrainische Gedenktafel zu Ehren Hackmanns. In der OKU knüpft man wieder an Bestrebungen um seine Kanonisierung an.¹³

Beispiel für orthodoxe Identitätsdiskurse

Die Geschichte des vielfältig beeinflussten Kulturraums der Bukowina an der Peripherie des Habsburgerreiches bietet für die Orthodoxie in Europa und ihre aktuellen Diskurse zahlreiche Anknüpfungspunkte. Die Kirche einer Region wird als eine komplexe Größe sichtbar, von äußeren Akteuren (wie dem Staat) und gesellschaftlichen und kulturellen Tendenzen wesentlich mitgeformt – und auch modernisiert. In Identitätsdiskursen findet eine Auseinandersetzung mit der eigenen Tradition und Anfragen der Gegenwart statt, bei der eine zwischen Selbst- und Fremdbildern vermittelnde Hermeneutik wichtige Dienste leisten kann.¹⁴ Gerade im Verhältnis zur Moderne und zum „Westen“ kann akademische Theologie aufzeigen, dass der heutige Blick die Sicht der eigenen Geschichte prägt.

Nicht zuletzt angesichts des Krieges Russlands gegen die Ukraine stellt sich die Frage nach Trennendem und Gemeinsamen zwischen benachbarten Staaten und ihrer Kirchen, die auf eine gemeinsame, aber nicht immer konfliktfreie Geschichte zurückblicken. Die orthodoxen Kirchen in der Ukraine und in Rumänien sind gerade jetzt mit der Frage ihrer Verhältnisbestimmung zueinander und Möglichkeiten der Kooperation befasst. Es bleibt zu hoffen, dass weiterführende Forschungen zur Orthodoxie in der Bukowina zu historischen Erkenntnissen und zu Lösungen für aktuelle Herausforderungen beitragen.

11) http://philology.chnu.edu.ua/?page_id=4165

12) https://molbuk.ua/chernovtsy_news/284026-potribni-sviashchennyky-ta-kapelany-u-chnu-prosiat-vidnovyty-filosofsko-teologichniy-fakultet.html

13) <http://kyiv-pravosl.info/2022/06/14/vshanuvannya-myropolitya-evhena-hakmana-istoriya-nezakichenoji-kanonizatsiji/>; <http://kyiv-pravosl.info/2022/08/07/istoriya-nezakichenoji-kanonizatsiji-chastyna-ii-vynajdennya-moschiv-myropolitya-evhena-hakmana-v-1914-ta-1976-rokah/>; <http://kyiv-pravosl.info/2022/06/20/sche-raz-pro-sprobu-vshanuvannya-myropolitya-evhena-hakmana-u-1912-1914-rokah/>; <https://newssky.com.ua/mitropolit-%D1%94vgen-gakman-majbutnij-svyatij-pczu/>

14) Vgl. dazu Moga, Ioan: Orthodoxe Selbst- und Fremdbilder. Identitätsdiskurse der rumänischen orthodoxen Theologie im Verhältnis zur Römisch-Katholischen Kirche in der Zeit von 1875 bis 1989 (Religion and Transformation in Contemporary European Society, vol. 18). Göttingen 2020.

9) Németh, Thomas M.; Synek, Eva: Zur Kulturträgerschaft der orthodoxen und der griechisch-katholischen Kirche. In: Gottsmann, Andreas (Hg.): Die Habsburgermonarchie 1848–1918, Bd. X/1: Das kulturelle Leben. Akteure – Tendenzen – Ausprägungen. Wien 2021, S. 527–568.

10) Moga, Ioan: Orthodoxe Theologie begegnet Moderne. Die Czernowitzer akademische Theologie um das Jahr 1900. In: Orthodoxes Forum 35, 1–2 (2021), S. 125–139.